Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 121 (1953)

Heft: 34

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

SCHWEIZERISCHE
KIRCHEN-ZEITUNG

Redaktion: Dr. phil. et theol. ALOIS SCHENKER, Prof. theol., Adligenswilerstraße 8, Luzern. - Tel. 2 65 93

Verlag und Expedition: Räber & Cie., Buchdruckerei und Buchhandlung, Luzern, Frankenstraße 7—9, Telephon 2 74 22.
Abonnementspreise: jährlich Fr. 14.—, halbjährlich Fr. 7.20 (Postkonto VII 128) - Ausland: zuzüglich Versandspesen.
Einzelnummer 30 Rp. - Erscheint am Donnerstag - Insertionspreise: Einspaltige Millimeterzeile oder deren Raum 14 Rp.
Schluß der Inseratenannahme jeweils Montag morgens. Jeder Offerte ist zur Weiterleitung 20 Rp. in Marken beizulegen

Luzern, 20. August 1953 **121. Jahrgang • Nr. 34**

Hornussen

Inhaltsverzeichnis: «Europäer und Schiedsrichter Europas» — Das Auge des Menschen — Der Christ und die liberale Staatsgesinnung — Das Problem der Ursünde — XVIII. Kantonale Erziehungstagung in Luzern — Aus der Praxis, für die Praxis — Sankt Bernhard (1153—1953) — Eine Stiftung für das frühchristliche Ephesus — Kirchenchronik — Priesterexerzitien

«Europäer und Schiedsrichter Europas»

Zum 800. Todestag des heiligen Bernhard

Einen «wahren Europäer» und den «Schiedsrichter Europas» hat man nicht mit Unrecht den heiligen Bernhard genannt, der nichts anderes als ein vollkommener Priester und Ordensmann sein wollte und es tatsächlich auch war in einer Zeit, die in mancher Hinsicht der unsrigen nicht unähnlich war.

Die Eltern des Heiligen, der im Jahre 1090 im Schloß Fontaines-les-Dijon geboren wurde, gehörten dem burgundischen Adel an. Vom väterlichen Schloß aus sah man im Norden die Wälder von Citeaux, im Osten die Bergkette des Juras und dahinter die Alpen. Seiner Mutter Aleth, die auch die «Mutter der Armen» der ganzen Umgebung genannt wurde, bewahrte Bernhard sein Leben lang ein so lebendiges und liebendes Gedenken, daß manche Historiker in dieser kindlichen Liebe einen Ansatzpunkt für seine große Verehrung der Mutter Jesu Christi sehen wollten. Jedenfalls hat Bernhard am Beispiel seiner Mutter gesehen, welche stille, einfache Größe, welche Innigkeit und Selbstlosigkeit in der Erfüllung der Mutterpflichten liegen kann. — In der Schule von Chatillons-sur-Seine setzte der Knabe die Kanoniker durch seine ungewöhnliche Begabung, namentlich für Literatur, und zugleich durch sein Tugendstreben in Erstaunen und Bewunderung. Schon in jener Zeit schaute Bernhard einmal an Weihnachten in einer Vision die Szene des Festgeheimnisses, was ihm zeit seines Lebens unvergeßlich blieb.

Nach Beendigung seiner Studien kehrte Bernhard nach Fontaines zurück, wo ihn ein großes Leid erwartete: der Tod seiner geliebten Mutter. Sie starb jedoch wie eine Heilige, und ihr Lieblingssohn hatte auch nach ihrem Hinscheiden das «Gefühl ihrer wirklichen Nähe». Solange er lebte, betete Bernhard täglich die sieben Bußpsalmen für seine verstorbene Mutter, der er — wie er sagte — «mehr als das Leben verdankte». — Auch er hatte dann seine Jugendkrise, als er, den Träumen der Kindheit entwachsen, das Leben in seiner wahren Gestalt entdeckte und zu seinem Entsetzen feststellen mußte, daß die Erbärmlichkeiten der Welt auch in seinem eigenen Inneren — trotz seines willentlichen Abscheus davor — geheime Verbündete fanden. Diese Feststellung wurde aber für ihn zur Stunde eines heroischen Entschlusses. Er, dem ob seiner Talente, seiner Abstammung und seines gewinnenden Auftretens jede glänzende Laufbahn offen gestanden wäre, folgte der inneren Einladung, allem zu entsagen und sich einzig der Liebe und dem Dienst Gottes zu weihen. Er entschloß sich, in das Kloster Citeaux einzutreten, das durch seine Strenge bekannt war. Im Jahre 1098 war es durch 21 Mönche aus Molesme, die zur Observanz von Cluny gehörten, in der Absicht gegründet worden, die Regel des heiligen Benedikt wieder in ihrer ganzen, ursprünglichen Strenge zu verwirklichen. Sie wählten statt des schwarzen Habits einen weißen mit einem schwarzen Skapulier.

Ein Beweis für die überragende Persönlichkeit Bernhards und zugleich für die ungewöhnliche Fülle der Gnade, die schon damals mit ihm war, ist offensichtlich die Tatsache, daß es ihm ohne besondere Schwierigkeiten gelang, seine fünf erwachsenen Brüder — und später auch noch den jüngsten Bruder, ja selbst den eigenen Vater — sowie mehrere Verwandte, im ganzen etwa 30 gleichzeitig mit ihm zum Eintritt ins Kloster zu bewegen. Es war im Jahre 1112, also in seinem 22. Lebensjahre. «Was sucht ihr?» fragte der heiligmäßige Abt Stephan Harding. Worauf Bernhard niederkniete und im Namen aller antwortete: «Die Barmherzigkeit Gottes und die Euere». — Das Kloster, das bis dahin kaum Nachwuchs gehabt hatte, gründete in den nächsten Jahren zwei weitere Abteien, und im Jahre 1115 wurde der erst 25jährige Bernhard, der noch nicht einmal Priester war, als Führer von elf Gefährten (im Hinblick auf die zwölf Apostel) in die waldige Gegend am Flusse Aube gesandt, um durch die Gründung eines neuen Klosters jenes «Tal der Bitterkeit» (la vallée de l'Absinthe) in ein helles Tal, nämlich «Clairvaux» oder Chiaravalle zu verwandeln. Dies war freilich kein leichtes Unternehmen, und da die Mönche für den Bau des Klosters nur die Zeit verwenden konnten, die ihnen die Beobachtung der Regeln eines beschaulichen Ordens übrig ließ, hungerten und froren sie nicht wenig und

baten den Abt Bernhard, der sich in Chalons-sur-Marne zum Priester hatte weihen lassen, sie wieder nach Citeaux zurückzuführen. Dieser aber ließ sich nicht entmutigen, obwohl er selbst schwer krank wurde. Sein Beispiel gab auch seinen Gefährten immer wieder Mut, denn er selbst hatte für sich die ärmste Zelle, unter einer Stiege, gewählt, schlief auf einem Brett, und sein Fasten war beinahe beständig. Nach etwa zehn Jahren war wenigstens der Lebensunterhalt der Mönche gesichert.

Als Bernhard vom Bischof ausgesandt wurde, um in Chalons zu predigen, bekehrte er «eine Menge adeliger und gebildeter Herren», die ihm nach Clairvaux folgten. Der Ruf seiner Tugenden und die Kraft seines Wortes waren nunmehr schon so groß, daß ein Chronist jener Zeit übertreibend bemerkte: Bernhard sei die Verzweiflung der Mütter und der Frauen gewesen, die sich am Ende seiner Predigten ohne ihre Kinder oder ihre Gatten sahen, und zuweilen blieb ihnen nichts anderes übrig, als ebenfalls in ein Kloster einzutreten. Auch der alte Vater Bernhards, der edle Tesselin, begab sich ein ganzes Jahr lang als Novize von Clairvaux in die Schule seines demütigen Sohnes. So sandte Clairvaux selbst immer wieder Gruppen von Mönchen zu Neugründungen aus, da es in ihrem «Mutterhause» an Platz fehlte. Tatsächlich sind im ganzen etwa 900 Novizen durch die Schule des heiligen Bernhard gegangen, und es gab im Todesjahr des Heiligen ungefähr 350 Zisterzienserklöster, als deren wahrer Begründer Bernhard von Clairvaux betrachtet werden kann. Damit wird das Verdienst des Abtes von Citeaux, Stephan Harding, nicht geschmälert, der die Größe Bernhards als Erster erkannt hat und der auf dem Sterbebette, als die Mitbrüder untereinander flüsternd ihn sozusagen schon heiligsprachen, mit letzter Kraft Einspruch erhob: «Wenn je etwas Gutes in mir war und die Gnade Gottes aus meiner Unzulänglichkeit irgendeine Frucht ziehen konnte, so zittere ich aus Furcht, diese Gnade mit zu wenig Demut empfangen zu haben.»

Unterdessen war die Überzeugung allgemein geworden, daß Bernhard ein «Gottesmann» sei, der wenigstens schon das eine Wunder gewirkt habe, daß er dem Tugendstreben in den Klöstern einen solchen Auftrieb gab. Nun ergab sich das Merkwürdige: Er, dessen Glück und Freude im liebenden Gebetsverkehr mit dem Heiland und seiner heiligsten Mutter bestand und der von sich selbst erklärte: außerhalb des Klosters fühle er sich wie ein noch federloses Vögelchen, das aus dem Nest gefallen ist, er wurde nunmehr zu allen großen Fragen und Entscheidungen als Ratgeber und Schiedsrichter herangezogen, so daß er von 1127 nie mehr ein ganzes Jahr ununterbrochen in seinem Kloster verbringen konnte. Er mußte von Frankreich nach Sizilien, von Paris an den Rhein, von Speyer nach Palermo, nach Bamberg, nach Trier und Metz, um Streitfragen zu schlichten, um Frieden zu stiften, um dem Recht zum Sieg zu verhelfen. Diese weiten Wege machte er, obwohl sein Magen so krank war, daß er keine festen Speisen, sondern nur Flüssiges zu sich nehmen konnte. Er schrieb eine Abhandlung über die Pflichten der Bischöfe («praesit, ut prosit!»), und er verteidigte gegen den König Ludwig VI. jene Bischöfe, die bereit waren, eine gewisse Reform ihres Klerus durchzuführen. So vor allem auf dem Konzil von Troyes im Jahre 1128, wo er zugleich in höherem Auftrag dem damals gegründeten Templerorden eine endgültige Regel gab. Natürlich gab es auch Unzufriedene und Neidige, die sich beschwerten, daß ein Ordensmann das Kloster verließ, um selbst den Heiligen Stuhl und die Kardinäle in Verwirrung zu bringen. Bernhard ertrug in Demut diese Kränkung. Nur zu bald sollte er Gelegenheit haben, der Kirche noch größere Dienste zu leisten.

Am 14. Februar 1130 starb Papst Honorius II., und innerhalb von 12 Stunden, während die Leiche des Verstorbenen noch aufgebahrt war, wählte in aller Eile ein Teil der Kardinäle den P. Gregorio, einen Freund der Familie Frangipani, zum Papst, der den Namen Innozenz II. annahm, während die andere, nicht zur Wahl geladene Gruppe einstimmig den Kardinal Pietro Pierleoni wählte, der sich Anaklet II. nannte und seinen Rivalen zwang, aus Rom zu fliehen. Dies bedeutete also ein Schisma in der Kirche; es war zudem auf dem Rechtswege nicht zu lösen, da bei jeder der beiden Wahlen grobe Verstöße gegen das geltende Dekret von Nikolaus II. (aus dem Jahre 1059) vorgekommen waren und die Wahl eines neuen Papstes praktisch nicht möglich schien. Um die Frage zu entscheiden, rief der König von Frankreich die Bischöfe und Äbte nach Etampes. Aller Augen richten sich dort auf den Abt von Clairvaux. Nach langer Überlegung und Gebet spricht sich dieser für den — im Gegensatz zu Anaklet II. — sittlich untadeligen Innozenz II. aus, und sogleich erheben sich die anwesenden Prälaten und erklären auch ihrerseits, Innozenz sei der wahre Papst. Doch dies war noch nicht genug; Bernhard machte nun auch die Runde bei den regierenden Häuptern und erreichte durch seinen Einfluß, daß nicht bloß Ludwig VII. von Frankreich und Heinrich I. von England, sondern auch der König von Aragon und Castilien und sogar der deutsche Kaiser Lothar den Papst Innozenz II. anerkannten. Die Bemühungen darum zogen sich allerdings bis zum Jahre 1135, d. h. bis zum Konzil von Pisa hin, nachdem Bernhard vorher auf dem Reichstag in Bamberg den Kaiser Lothar mit den Hohenstaufen ausgesöhnt hatte. Als Anaklet II. dann im Jahre 1138 starb, war die Einheit der Kirche schon gesichert.

In ähnlicher Weise war Bernhard die Seele des Kampfes gegen die Irrtümer des Abälard, des Arnold von Brescia und anderer, und immer wieder wurde er von Land zu Land und von Stadt zu Stadt gerufen, um ausgebrochene Zwistigkeiten zu schlichten. Als im Jahre 1145 sein Schüler, P. Bernhard von Pisa, als Eugen III. Papst wurde, da schrieb der Abt von Clairvaux einmal an ihn: «Verzeihen Sie die Belästigung; meine Entschuldigung ist das Apostolat des Eugenius, denn man sagt, ich sei Papst und nicht Sie, und mit allen möglichen Angelegenheiten kommt man zu mir.» — Im gleichen Jahre 1145 war Edessa in die Hände der Türken gefallen, und damit war das Ergebnis des vorausgehenden ersten Kreuzzuges gefährdet. Eugen III. rief zu einem neuen Kreuzzug auf und beauftragte Bernhard, die einzelnen Führer dafür zu gewinnen. Auf den Versammlungen in Vézelay in Frankreich sowie in Speyer am Rhein vollbrachte Bernhard neuerdings Wunder der Beredsamkeit und weckte allgemeine Begeisterung. Es meldeten sich so viele zur Teilnahme am Kreuzzug, daß es an Stoff zur Fertigung der Kreuzabzeichen fehlte. Da zerriß Bernhard sein Ordensgewand und verteilte es unter seine Zuhörer. Im Mai 1147 begab sich Kaiser Konrad mit einem Heere nach dem Osten, im folgenden Monat machte sich König Ludwig VII. von Frankreich auf den Weg nach dem Heiligen Land.

Damit war aber für den heiligen Bernhard die Stunde seines Kreuzweges angebrochen. Die beiden Kreuzzugsheere, die sich unglücklicherweise voneinander getrennt hatten, wurden getrennt von den Türken geschlagen. Der Heilige, der auf Drängen des Papstes diesen verunglückten Kreuzzug gepredigt hatte, litt darunter und rief aus: «Es scheint, daß der Herr, durch unsere Sünden herausgefordert, seiner Barmherzigkeit vergaß und vor der Zeit zum Gericht über

die Erde gekommen ist. Er hat seines Volkes nicht geschont, ja er hat nicht einmal seines Namens geachtet, so daß die Heiden schreien: Wo ist der Gott der Christen? Die Kinder der Kirche kamen in der Wüste um, durch das Schwert getroffen oder vom Hunger aufgezehrt. Der Geist der Uneinigkeit griff unter den Fürsten um sich, und der Herr ließ sie auf ungangbaren Wegen sich verirren. Wir kündeten Frieden an und versprachen Erfolg, und siehe da: es kam das Unglück. Die Urteile Gottes sind gewiß immer gerecht, aber in diesem Fall sind sie wie ein tiefer Abgrund, und ich kann nur sagen: Glücklich, wer nicht daran Anstoß nimmt!» — War aber dies gleichsam die Klage des Heiligen: «Warum hast Du mich verlassen?» — so sprach das letzte und entscheidende Wort doch seine große Demut, indem er erklärte: «Gern nehme ich das Reden böser Zungen und die giftigen Ausfälle der Lästerer auf mich, damit sie Gott nicht treffen. Ich bin es zufrieden, entehrt zu sein, wenn man nur nicht an seine Ehre rührt!» —

Gerade diese Demut ist wohl die schönste Lehre, die uns das Leben des heiligen Bernhard gibt: So hoch auch das Ansehen bei den Menschen und der Ruf seiner Taten ihn erhob, er blieb immer demütig und fragte sich selbst, wenn ihm scheinbar Unmögliches gelungen war: «Wie war es möglich, daß Gott eine so kleine Fliege (wie ich bin) vor einen so großen Wagen gespannt hat?» Ein Papst, 15 Kardinäle und viele Bischöfe waren aus dem Kloster Clairvaux hervorgegangen, und Bernhard selbst hatte die Rolle eines Schiedsrichters in der ganzen christlichen Welt; aber er blieb immer der Gleiche. Sein Herz kannte keine Eitelkeit und keine Furcht, es sei denn die einzige Furcht, Gott zu mißfallen. Es konnte ihm nicht entgehen, daß Gott Wunder durch ihn gewirkt hatte, aber er sagte sich: «Wie konnte Gott sich eines solchen Menschen wie ich bedienen, um so Großes zu wirken? Gewöhnlich sind die wahren Wunder das Werk von Heiligen, die falschen das Werk von Heuchlern. Nun bin ich aber, wie mir scheint, weder das eine noch das andere. Ich sehe also, daß diese Wunder nicht Zeichen der Heiligkeit sind, sondern nur ein Mittel, um die Seelen zu gewinnen . . .» — Weil er ohne Stolz war, entmutigte ihn auch die Prüfung nicht.

Mehrere seiner besten Freunde hatten schon diese Erde verlassen, darunter auch Papst Eugen III., und er selbst ahnte seinen Tod, ja er wußte dessen Tag voraus und machte andere darauf aufmerksam. Im August 1153 hatte man ihn nach Metz gerufen, um den Frieden zwischen der Stadt und dem Herzog von Lothringen zu vermitteln. Schon fiebernd kehrte er dann in Eile nach Clairvaux zurück und starb, wie er es gesagt hatte, an einem Samstagmorgen, dem 20. August 1153. Seine Zeitgenossen berichten, im Augenblick seines Hinscheidens habe man zu seinen Häupten die seligste Jungfrau und Mutter der Barmherzigkeit gesehen, die er immer sosehr verehrt hatte. F. Bn.

Das Auge des Menschen

Am Freitag, dem 12. Juni empfing Papst Pius XII. die Teilnehmer am ersten Lateinischen Ophtalmologenkongreß in Sonderaudienz im Konsistoriensaale des Vatikans und richtete nachfolgende Ansprache in Französisch (und nachher anschließend in Spanisch und Portugiesisch) an seine Besucher.

Einleitend begrüßte der Hl. Vater das Entstehen neuer internationaler Organismen wissenschaftlicher Forschung, um dann vorerst auf das Arbeitsgebiet der Ophtalmologie einzugehen. Ein geschichtlicher Abriß durch Antike und Bibel zeigt ihre Eigenart, auf welche der Papst dann thematisch eingeht und sich einmal mehr meisterlich wissenschaftliche Daten assimiliert. Anschließend zieht der Hl. Vater allgemeine moralische Nutzanwendungen.

Dem französischen Text folgte im spanischen Text die Begrüßung der Teilnehmer spanischer Zunge, denen er seine Sympathie zum iberischen und ibero-amerikanischen Blocke aussprach um ihrer besonderen Treue zur Kirche und zum Papste willen. In portugiesischer Sprache fügte der Papst dann Erwägungen hinzu. Die Ansprache ist in Nr. 135 (13. Juni 1953) des «Osservatore Romano» erschienen. A. Sch.

Répondant au vif désir qui Nous a été exprimé, Nous sommes heureux, Messieurs, d'accueillir les membres du premier Congrès Latin d'Ophtalmologie, qui se tient actuellement à Rome. La naissance de nouveaux Organismes internationaux de recherche scientifique Nous réjouit toujours, car Nous aimons saluer et encourager la collaboration pacifique et bienfaisante de tous ceux qui se dévouent à la science et au service des hommes.

Nous voyons aujourd'hui devant Nous un groupe important d'éminents spécialistes venus non seulement des pays latins d'Europe, mais aussi de plusieurs autres des vastes régions de l'Amérique, qui aiment à s'appeler latines. Cette communauté de culture vous conviait à Rome de préférence, foyer toujours vivant d'une civilisation deux fois millénaire. Nous formons les vœux les plus sincères pour le plein succès de vos travaux, auxquels Nous portons le plus grand intérêt.

Parmi les branches de la science médicale, l'ophtalmologie est une des plus délicates et des plus complexes à cause même de son objet, l'œil humain. De tout temps le merveilleux fonctionnement de cet organe a excité l'admiration; mais la science médicale empirique des anciens demeurait généralement impuissante devant les infirmités de l'œil. C'est pourquoi l'on s'adressait avec plus de confiance aux dieux qu'aux hommes pour obtenir la guérison : dans l'antique temple d'Esculape à Epidaure, les inscriptions concernant les yeux étaient innombrables. D'après les Livres Saints de l'Ancien Testament et du Nouveau, la guérison des yeux malades passait pour tout à fait extraordinaire. Dans le livre de Tobie, la guérison du vieil aveugle tient une place importante et fait l'objet d'un récit fort pittoresque. De même peut-on lire dans les Evangiles plusieurs détails précis concernant l'attitude de Notre Seigneur envers les malades privés de la lumière. Les gestes de Notre Seigneur ne relevaient évidemment pas de la médicine, et s'il jugea bon de déployer une certaine mise en scène, c'était sans doute pour témoigner son affection envers les malades et souligner ainsi son rôle de médecin des âmes. On peut en effet remarquer chez lui l'habitude constante de faire passer des réalités matérielles aux réalités spirituelles, de la lumière du corps à la lumière de l'âme. Cela ne veut pas dire qu'il se désintéressait des maladies du corps ; bien des fois au contraire les Evangélistes ont noté qu'il était ému de compassion devant les souffrances et que ses interventions miraculeuses avaient pour point de départ une misère à soulager.

Nous faisions allusion, il y a un instant, à la délicatesse et à la complexité de votre science. Si les organes des sens supposent en général un groupement particulièrement dense de tissus spécialisés, de vaisseaux et de nerfs, l'œil est sans doute le plus riche de tous, et d'autre part sa mobilité dans l'orbite complique extraordinairement ses relations avec le reste de l'organisme. Le nombre de conditions requises simultanément pour le bon exercice de la vue multiplie les risques de perturbation, et par conséquent les maux auxquels l'ophtalmologie doit s'efforcer de remédier.

Ce sont, semble-t-il, les défauts d'accommodation, de réfraction, de convergence, qui motivent les recours les plus fréquents à l'oculiste. Grâce à Dieu, les progrès des méthodes d'observation et le perfectionnement des instruments d'optique permettent un examen toujours plus complet et plus exact de

la vue et fournissent des remèdes toujours plus adéquats. Mais là ne s'arrête pas, il s'en faut, la spécialité de l'ophtalmologiste. Même si l'appareil dioptrique de l'œil fonctionne normalement, l'état des enveloppes externes peut à lui seul causer un mal profond. Ici prennent place toutes les affections de la conjonctive et de la cornée. Si les tissus intérieurs sont atteints, on se trouve devant les diverses formes d'uvéite, généralement graves et difficiles à traiter. L'hypertension oculaire constitue le glaucome aigu ou chronique, qui nécessite souvent l'intervention chirurgicale. Les déchirures et les décollements de la rétine demandent presque toujours des opérations, où la dextérité et l'ingéniosité des chirurgiens modernes s'exerce avec succès. De la chirurgie également rélève l'extraction fréquemment nécessaire d'un cristallin devenu opaque. Le système lacrymal lui-même, qui pourrait sembler accessoire, est au contraire absolument nécessaire, et son mauvais état demande parfois des interventions délicates.

Devant tant de maux divers, qui risquent d'atteindre l'œil humain, on ne peut qu'admirer le fonctionnement extraordinaire de cet organe si complexe, de cet instrument d'analyse incomparable, dont l'Auteur de la lumière a doué sa créature.

Plus la science se développe, plus nombreux sont les problèmes qui se posent au spécialiste, et il suffit de parcourir un ouvrage récent d'ophtalmologie pour constater la multitude de questions discutées, d'hypothèses et de solutions provisoires. C'est pourquoi l'on ne saurait trop se féliciter de Congrès comme le vôtre, Messieurs, qui peuvent mettre en commun le résultat de recherches méthodiques encore inédites, et favoriser, par la rencontre de praticiens renommés, l'acquisition de progrès, dont l'humanité entière pourra bénéficier.

La spécialité qui vous occupe requiert non seulement une connaissance très approfondie de l'organe et des conditions de la vue, mais elle est si vaste et ses connexions avec la médecine générale si nombreuses et si étroites qu'il faut en quelque sorte être médecin deux fois pour devenir un excellent ophtalmologiste.

Dans l'œil en effet le réseau vasculaire est si riche, les tissus si variés, que les affections des principaux organes s'y répercutent facilement et y suscitent des accidents souvent graves. Les maladies fonctionnelles du foie et du rein, les invasions microbiennes, héréditaires ou acquises, les infections bacillaires, créent des troubles de la vue, qu'il faut savoir rattacher à leur vraie cause. Les anomalies de la circulation sanguine, les lésions du système nerveux général ou local sont autant de causes possibles d'un désordre ophtalmique. Il semble vraiment qu'on ne puisse fixer de limites aux relations qui existent entre l'œil et l'ensemble de l'organisme. Et tel est le vaste domaine de vos recherches, le champ de vos activités cliniques, médicales et chirurgicales.

Tout se reflète dans l'œil : non seulement le monde visible, mais aussi les passions de l'âme. Un observateur, même superficiel, y découvre l'expression des sentiments les plus variés : colère, peur, haine, affection, joie, confiance, sérénité. Le jeu des divers muscles du visage se trouve en quelque sorte concentré et resumé dans l'œil comme dans un miroir.

Mais le regard du spécialiste va plus loin. Il lui suffit parfois de la seule inspection extérieure pour déceler les maux, dont Nous parlions à l'instant : affections du foie, du cœur, des reins, de l'appareil digestif. Il dispose d'ailleurs d'instruments, qui lui permettent d'observer avec une précision extraordinaire l'intérieur même de l'œil. Depuis la découverte de Helmholtz, géniale dans sa simplicité, des lampes spéciales sont venues éclairer les régions les plus difficilement accessibles à l'examen, et il ne se passe pas d'années que la technique ne fournisse, soit pour l'observation, soit pour la médication, soit pour la chirurgie, des secours nouveaux. Il arrive même que certaines opérations plus spectaculaires défraient la chronique des journaux, par exemple la chérotoplastie avec greffe de la cornée transparente sur des yeux aveugles ou presque.

Le langage populaire de tous les pays a créé un grand nombre de métaphores tirées du sens de la vue. Peut-être un oculiste en comprend-il plus aisément la profondeur, et Nous voudrions pour finir vous proposer cette pensée de l'Evangile : «Si ton œil est sain, tout ton corps sera éclairé ; mais si ton œil est gâté, tout ton corps sera dans les ténèbres» (Matth. 6, 22—23). De même qu'on ne peut recevoir correctement la lumière d'ici-bas, quand toutes les conditions posées par le Créateur ne sont pas réalisées, à plus forte raison la lumière d'en-haut, qui éclaire tout homme venant en ce monde (cfr. Io. 1, 9), suppose-t-elle, pour être perçue, non pas un œil sain, mais un cœur pur, une intention droite. Tel est l'œil, dont parle Notre Seigneur dans la sentence, que Nous venons de citer. Elle formule en d'autre termes la sixième des huit béatitudes évangéliques: «Bienheureux les cœurs purs, car ils verront Dieu» (Matth. 5, 8). Ils verront Dieu dès ici-bas dans le miroir de leur conscience, si la vue de leur âme n'est troublée par aucun égoïsme, par aucune passion désordonnée. Quel homme pourrait se vanter de n'opposer aucune opacité, aucune résistance à la lumière d'en-haut ? Nous avons tous besoin de répéter à Notre Seigneur, comme l'aveugle qui se tenait au bord de la route : « Seigneur, faites que je voie ! » (Luc. 18, 41) : faites que je voie toujours plus clairement votre toute-puissance, votre immense sagesse, votre très sainte volonté. Tel est le souhait que Nous formons pour vous tous, Messieurs, et pour implorer du Maître des lumières son abondante réalisation, Nous vous donnons, à vous-mêmes et à tous ceux qui vous sont chers, Notre Bénédiction Apostolique.

Der Christ und die liberale Staatsgesinnung

Das Christentum läßt jede Staatsform gelten, welche das Christentum gelten läßt. Auf diese Kurzformel kann das Verhältnis von Christentum und Staat gebracht werden. Diese Formel hat allerdings nicht den negativen Sinn: «Wenn du mich in Ruhe lässest, so lasse ich dich in Ruhe», ebensowenig wie den positiven Sinn: «Wenn du mich anerkennst, so anerkenne ich dich an.» Natürlich ist von beidem etwas vorhanden, das aber das Entscheidende nicht trifft: Die Anerkennung erfolgt nicht wegen des In-Ruhe-Lassens oder wegen der Anerkennung. Die positive Formel ist dem Kern der Sache allerdings näher als die negative. Das Christentum vertritt die Ordnung sowohl der Natur wie der Übernatur. Die Ordnung der Natur nun, in welcher der Staat steht, beläßt für die Staatsformen einen sehr weiten Spielraum. Sie sind für einen Christen alle möglich und gegebenenfalls verpflichtend, wenn sie das Naturrecht und die Offenbarung respektieren. Sonst gilt das Wort Petri: «Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen» (Apg. 5, 29).

Naturrechtlich hat der Staat Pflichten gegenüber der Religion, konkret gegenüber Christentum und Kirche. Er darf als Staat selbstverständlich nicht antireligiös, antichristlich sein, ja nicht einmal areligiös, indifferent gegenüber Religion, Christentum und Kirche. Die praktischen Schwierigkeiten für einen Staat beginnen sachlich, wenn mehrere Konfessionen und Kirchen im selben Staate sind; zeitlich ist daraus in der neuern Zeit das Toleranzproblem erwachsen.

In einem Vortrage, den Prof. Dr. W. Kägi von der Universität Zürich an der Jahresversammlung der Schweizerischen Staatsbürgerlichen Gesellschaft am 27. Juni a. c. in Zürich gehalten hat («NZZ.», Sonntag, den 5. Juli 1953, Nr. 1559), befaßte er sich mit dem Thema «Demokratie, Relativismus und Toleranz». Natürlich hat dieser Vortrag politische Aspekte, aber auch religiös-kirchliche Seiten. Für viele gehören nämlich diese drei Begriffe zusammen. Mag das im Politischen dahingestellt bleiben, so erweckt es Bedenken, wenn es aufs Religiöse und Kirchliche übertragen wird. De-

mokratie erscheint da nur möglich, wo Toleranz hochgehalten wird, Toleranz kann es aber nur geben, wo nicht jeder seine Position als absolut ansieht; so erscheint Demokratie nur möglich auf dem Boden des Relativismus. Die Fragwürdigkeit einer solchen Auffassung der Demokratie erhellt jedoch daraus, daß sie bereit ist, jeder politischen Auffassung, die sich die Mehrheit verschaffen kann, die Führung im Staate zu überlassen und weil sie kein eindeutiges Kriterium für die Richtigkeit politischer Anschauungen anerkennt. Eine solche Demokratie schätzt den politischen Willen jedermanns gleich ein. Diese rein formale Auffassung der Demokratie führt sich selber ad absurdum, wenn eine Mehrheit sich gegen sie zusammenfindet.

Toleranz ist Duldsamkeit gegenüber der Anschauung eines andern, der Wille, auch mit Andersdenkenden die Gemeinschaft zu behalten (die englische Formel: agreement to differ). Demokratie ist nicht nur rein formal Herrschaft der Mehrheit. Es erhebt sich nur die Frage, welches Andersdenken noch als tragbar erachtet wird. Professor Kägi sprach von einer Entartungsform der Toleranz, die nicht nur jeden Standpunkt duldet, sondern auch als gleichberechtigt anerkennt, nicht mehr urteilt und wertet, farblos, unentschlossen, schwach, standpunktlos ist, keine Grenzen der Duldung mehr kennt. Schärfer und plastischer könnte man das Toleranzproblem in jedem Bereiche nicht umschreiben. Der scheidende und entscheidende Punkt ist das geistig-sittliche Fundament. Toleranz ist eine Haltung, die eine klare Wertordnung kennt und vertritt, andere dafür aber nur in Freiheit gewinnen will. Sie ist keine Wertindifferenz, Desorientiertheit, Richtungs- und Haltlosigkeit, Ermattung, Ausweichen, Flucht vor Verantwortung. Es ist nicht so, daß der Glaube an absolute Werte zum Absolutismus und zur Intoleranz führen muß und sein Korrelat die autokratische Staatsform ist. Im Gegenteil hat der Relativismus im Umschlag zum Absolutismus geführt, weil die Werte der Wahrheit und des Rechtes relativiert worden sind.

Nach Professor Kägi hat die schweizerische Auffassung von der Demokratie sehr viel zu tun mit der Toleranz, aber nichts (oder doch sehr wenig) mit Relativismus. Die schweizerische Auffassung ist etwas ganz anderes als bloße Form, als Mehrheitsmechanismus, sie baut auf ganz bestimmten Grundwerten der persönlichen Freiheit, der politischen Freiheit, der Gleichheit usw. auf. Die Mehrheitsentscheidung ist eine Technik der Willensermittlung, die relativ beste Methode. Sie macht aber nicht das Wesen der Demokratie aus. Hinter jeder Staatsauffassung steht eine bestimmte Auffassung vom Wesen des Menschen und von seiner Stellung zur Gemeinschaft. Der Grundwert der menschlichen Person ist ein absoluter Wert, und die Grundrechte, welche diesen Grundwert in der Gemeinschaft schützen sollen, sind absolute Rechte. Wenn alles gleich gültig wäre, wie es der Relativismus haben möchte, müßte es schließlich fatalerweise gleichgültig werden. Weite Kreise des Volkes haben die Grundwerte als absolute Werte erkannt. Wille und Kraft zu ihrer Verteidigung kommen letztlich aus dem Glauben, daß es um jene ewigen Werte der freien Gemeinschaft geht, die das große, unverlierbare Patrimonium des Abendlandes ausmachen.

Man wird mit Freude und Staunen dieses Bekenntnis zum Naturrecht vernehmen. Mit seiner grundsätzlichen Anerkennung ist sehr viel gewonnen, und man kann auf seiner positiven Basis viel leichter miteinander reden. Ja es scheint, daß mit dem Hinweis auf das große, unverlierbare Patrimonium des Abendlandes, das christlich verstanden werden muß, neben dem Naturrecht, wenn auch nicht gleich klar, auch ein Bekenntnis zu Offenbarung und Christentum mitgegeben ist.

Eine Demokratie, welche die sie tragenden Werte erkennt und anerkennt, wird sich nicht ihren Widersachern ausliefern. Zwar gehört es zu ihrer Freiheit, daß sie nicht von Staats wegen ein Kredo vorschreibt und gewaltsam erzwingt, und jene, die von der Mehrheit abweichen, nicht rechtlich benachteiligt und verfolgt. Aber die Toleranz hat dort ihre Grenze, wo die Grundwerte angetastet werden.

Interessant wird die Diskussion, wo die Problematik der Glaubens- und Gewissensfreiheit mit dem christlichen Glauben konfrontiert wird. Professor Kägi verwies auf Art. 49 BV., welcher das Grundrecht der Glaubens- und Gewissensfreiheit gewährleistet gegenüber dem Staate. Es hat eine wichtige Rolle in der Befriedung der konfessionell gespaltenen Eidgenossenschaft gespielt. Es ist die Magna Charta der Toleranz des Staates gegenüber dem einzelnen. Kommt aber nun nicht gerade in diesem Grundrecht ein gefährlicher Relativismus zum Ausdruck? Denn die Glaubens- und Gewissensfreiheit der BV. gewährleistet nicht nur die Freiheit des christlichen Glaubens, sondern jeden Glaubens, sogar der Indifferenz. Ist damit nicht der état laïque gefordert?

Nach Professor Kägi erstrebte der Verfassungsgesetzgeber zwar die Entkonfessionalisierung der Staatsgewalt und wollte die rechtliche Stellung des einzelnen unabhängig von seinem religiösen Bekenntnis gewährleisten. Aber er wollte die christliche Religion nicht aus dem öffentlichen Leben der Schweiz verbannen. Den Kantonen blieb es unverwehrt, die enge Bindung zum christlichen Glauben, ja sogar zu einer bestimmten christlichen Konfession aufrechtzuerhalten, wobei lediglich die Staatskirche zur Landeskirche abgeschwächt wurde. Vom Bund hat Bundesrat Feldmann in seiner Basler Rede über Staat und Kirche in der Schweiz gesagt: «Unser Staat ist konfessionell neutral, aber deswegen nicht religiös indifferent.»

(Schluß folgt) A. Sch.

Das Problem der Ursünde

(Fortsetzung)

c) Gehen wir einen Schritt weiter. Viel Anklang gefunden hat unter den katholischen Schrifterklärern jene Deutung, die den ersten Menschen nicht nur den theoretischen Unterschied zwischen sittlich Gutem und Schlechtem (siehe oben) zuschreibt, sondern auch noch die praktische Erfahrung davon. Die Kenntnis von Gut und Bös käme danach dem praktischen Wissen um die Sünde gleich.

Der Baum der «Erkenntnis von Gut und Bös» sollte für den Menschen eine Prüfung sein. Seine Früchte lockten. Der schillernde Name reizte die Neugier, die die verführerische Schlange noch steigerte: «Die Augen werden euch aufgehen, so daß ihr werdet wie Gott, indem ihr Gutes und Böses erkennt» (Gen. 3, 5), d. h. ein höheres, ein gottgleiches Wissen erlangt.

Das war eine Lüge, aber keine plumpe Lüge, sondern die hinterlistige Lüge der Schlange, die unsere Stammeltern mit der doppelsinnigen Bedeutung von «Gut und Bös» betörte. Für die Psychologie des Semiten hat es nie sein Bewenden bei dem bloß intellektuellen Erkennen; die Erkenntnis ist nur dann vollkommen, wenn sie sich auch praktisch auswirkt in der Erfahrung. Bei den Stammeltern war die Ernüchterung denn auch grenzenlos. Nach dem Falle «wurden ihnen beiden die Augen aufgetan und sie erkannten — daß sie nackt waren» (Gen. 3, 7). Gottähnliches Wissen hat sie erwartet; statt dessen kannten sie nun aus schmerzlichster Erfahrung Gut und Böse. Es handelt sich

also um die erfahrungsmäßige Kenntnis, die der Mensch durch die Ursünde sich erworben hat und die ihm zeigte, was für ein Unterschied zwischen Gut und Bös besteht, wie gut es ist, Gott zu gehorchen, wie bitter aber, Ihm den Rücken zu kehren [40]. In diesem Sinne schreibt P. Heinisch: «Gehorchte der Mensch, so erfuhr er die Liebe Gottes in noch höherem Maße als bisher und gewann die Gnade der leiblichen Unsterblichkeit, war er ungehorsam, so erkannte er aus der Strafe, wie böse es ist, sich gegen Gott aufzulehnen. An dem Baume konnte und sollte er zeigen, ob er Gehorsam üben, d. i. sittlich gut sein wollte, oder ungehorsam, d. i. sittlich böse [41]».

Durch den Ungehorsam hat der erste Mensch das «Böse» erkannt, d. h. er hat die bittere Frucht der Sünde verkostet. Das ist richtig. Aber das «Gute» hat er nicht erkannt, d. h. das süße Glück des Gehorsams hat er nicht erfahren. Auf diesen Einwand antwortet J. Coppens: der Ausdruck «Gut und Bös» bezeichnet zwar das sittlich Gute und Böse in seinem ganzen Umfang; da aber nach dem Zusammenhang der Nachdruck auf dem Bösen liegt, so ist die Erfahrung des Bösen, das praktische Wissen um die Sünde gemeint [42].

Dieser Auffassung stehen aber die zwei Texte Gen. 3, 5 und 3, 22 im Wege: «Ihr werdet sein wie Gott, indem ihr Gutes und Böses erkennt», und: «Fürwahr, der Mensch ist geworden wie einer aus uns, indem er Gutes und Böses erkennt.»

In Gen. 3, 5 stellt die Schlange ein gottgleiches Wissen in Aussicht. Diese Versuchung kann das Herz Evas nur betören, weil sie trotz ihrer Verstiegenheit einen Kern Wahrheit birgt. Es ist aber fraglich, ob die Fähigkeit zu «sündigen» für die noch unschuldige Eva den Schein eines göttlichen Vorrechtes haben konnte.

Noch größere Schwierigkeiten bereitet Gen. 3, 22, dessen ironischen Ton Coppens mit Recht ablehnt. Dann hat der Vers aber keinen anderen Sinn, als auch Gott die bittere Erfahrung des Bösen zuzuschreiben. Um diesen Einwand zu entkräften, ist Coppens gezwungen, nach einer neuen Übersetzung sich umzusehen: «Siehe! Adam (der Mensch) wie jeder, der aus ihm geboren wird, wird erfahren (erkennen im Sinne von Erleben) Gut und Bös» [43].

Gegen diese Übertragung erheben sich aber grammatikalische und theologische Bedenken. Was Gott nach dem biblischen Text von Adam aussagt, wird in der neuen Übersetzung auf alle Menschen übertragen. Die Tatsache der Vergangenheit («Siehe! Adam ist geworden», hajah) biegt Coppens um in ein Ereignis der Zukunft («Siehe! Adam wie jeder, der aus ihm geboren wird ...»). Ferner, in dieser Auffassung handelt es sich nicht mehr um die erfahrungsmäßige Kenntnis der Ursünde, sondern um die schmerzhafte Erfahrung der Folgen der ersten Sünde, um die Erfüllung der Strafurteile Gottes über die Stammeltern (Gen. 3, 16.17—19). Damit wird die moralische Bedeutung von «Gut und Bös» verflüchtigt [44].

d) Aus den vorhergehenden Ausführungen erhellt, daß es sich nicht um die erfahrungsmäßige Kenntnis von Gut und Bös handeln kann, die der Mensch tatsächlich wenigstens teilweise erwarb und de facto Gott nicht ähnlich wurde. Gen. 3, 5 und 3, 22 lassen aber keinen Zweifel zu, daß ein übermenschliches, göttliches Wissen gemeint ist. Darum denkt M. J. Lagrange an ein Wissen, durch das der Mensch nicht nur erkennt, was Gut und Böse ist, sondern auch warum etwas gut oder böse ist [45]. Und gerade darin liegt die große Unordnung. Die Ursünde äußerte sich in dem ungeordneten Verlangen nach sittlicher Autonomie.

[40] M. J. Lagrange (erste Art), in: R. Bibl. 6 (1897), 344; vgl. ferner F. von Hummelauer, Comment. in Gen., Parisiis 1895, 131 f.; A. Bea, De Pentateucho, ed. 2., Romae 1933, 150; F. Ceuppens, De historia primaeva, Romae 1934, 109—11, 136; A. Gaudel, Péché originel, in: Dict. Théol. Cathol. 12 (1933), 284 f.; Ch. Hauret, Origines, 1950, 143—145.

[41] Probleme der bibl. Urgeschichte 72; siehe vom gleichen Verfasser: Das Buch Genesis, 1930, 114 und 121.

[42] « Il s'agit ... d'une science combinée, associée, mélangée, cumulative du bien et du mal, et pareille science, vu le climat du récit, ne peut être que la science du péché » (La connaissance du bien et du mal 17; vgl. S. 18 und 73—86.

[43] Siehe: La connaissance du bien et du mal 118—122 ; vom gleichen: Une nouvelle version de Gen. III, 22, in: Eph. Theol. Lov. 24 (1948), 413—429.

[44] Siehe besonders R. De Vaux, in: R. Bibl. 56 (1949), 302 f.

[45] M. J. Lagrange (zweite Art), La Genèse 69—70 (Manuskript 1905), angeführt bei F. Ceuppens, De historia primaeva 110 f.; R. De Vaux, in: R. Bibl. 56 (1949), 303—305. W. Vischer, Das Christuszeugnis des AT. 1 (Zollikon-Zürich 1946), 75.

XVIII. Kantonale Erziehungstagung in Luzern

(Mitg.) In der 3. Oktoberwoche dieses Jahres, d. h. am 14. und 15. Oktober, findet in Luzern die XVIII. Kantonale Erziehungstagung statt. Ihr Thema heißt: **«Die Schätze der Liturgie im Dienste der Erziehung».** Das nähere Programm wird folgen.

Die «Kenntnis von Gut und Bös» stellt ein Wissen dar, ein höheres Wissen, das selbstherrlich zwischen Gut und Bös unterscheiden und über Gut und Bös entscheiden will. «Die ersten Menschen wollten eigenmächtig ohne Gott zu ihrem vollen Glück gelangen, sie machten in ihrem Streben nach der Erkenntnis von Gut und Böse sich, wie die Schlange ihnen vorgetäuscht hatte, autonom, eigengesetzlich, selbstherrlich und stellten sich damit tatsächlich Gott gleich. Sie maßten sich mit dieser Selbstherrlichkeit ein göttliches Vorrecht an. Es war in ihrem Unterfangen eine Gesinnung, wie sie jener hatte, der sprach: «Ich will über die Wolken hinaufsteigen, ich will mich gleich machen dem Höchsten» (Is. 14, 14). Das tiefste Wesen der ersten Sünde ist Stolz. Die Stammeltern erreichten zwar jene Gottgleichheit, die sie erstrebten, nicht, aber schon in ihrem Streben danach maßten sie sich eine Gottgleichheit, nämlich Selbstherrlichkeit, an, und von dieser spricht der Herr: «Siehe, der Mensch ist geworden wie einer aus uns in seinem Streben nach der Erkenntnis von Gut und Bös» (3, 22) [46].

Gewiß, der Mensch hat sich frei zu entscheiden zwischen Gut und Bös, aber immer unter dem göttlichen Lichte. Wenn ein Richter einen Streitfall zu schlichten hat, entscheidet auch er zwischen Gut und Bös, aber nach den Normen des Rechts, nicht selbstherrlich, sondern in Anlehnung an die von Gott aufgestellten Grundsätze. Der König Salomon richtete bei seinem Regierungsantritt an Gott die Bitte: «Gib deinem Diener ein verständiges Herz, damit er dein Volk regieren kann und zwischen Gut und Bös zu unterscheiden weiß» (3 Kön. 3, 9). Für Salomon gipfelt das Ideal eines Königs in der Pflege der Gerechtigkeit; darum bittet er Gott um die Einsicht, die sittlichen Grundbegriffe «Gut und Bös» immer vor Augen zu haben und auf die strittigen Fragen anzuwenden; und das nicht auf eigene Faust, nach eigenem Gutdünken, sondern nach Gottes Willen.

Jesus Sirach zeigt Gottes unergründliche Weisheit auf in der Erschaffung und Ausstattung der Stammeltern:

«Der Herr hat den Menschen aus Erde erschaffen
Und läßt ihn wieder zu ihr zurückkehren.
Begrenzte Tage und eine bestimmte Frist verlieh er ihnen
Und gab ihnen die Herrschaft über alles auf ihr.
Nach seinem Gleichnis bekleidete er sie mit Kraft,
Und nach seinem Bilde erschuf er sie.
Er legte Furcht vor ihnen auf alles Fleisch,
Auf daß sie herrschten über die Landtiere und Vögel.
Er bildete Zunge, Auge und Ohr,
Und ein Herz gab er ihnen zum Denken.
Mit verständiger Einsicht erfüllte er sie,
Gut und Bös lehrte er sie» Sir. 17, 1—7.
(Übersetzung der Echter Bibel.)

Die ganze Stelle ist durchwoben von Anspielungen an die Paradieseserzählung. Gott der Herr hat den Menschen aus Erde erschaffen und läßt ihn wieder zur Erde zurückkehren (= Gen. 2, 7; 3, 19); Gott hat ihm die Herrschaft über die Tierwelt übertragen (= Gen. 1, 28; 2, 19—20); Gott hat ihn nach seinem Bilde und Gleichnis erschaffen (= Gen. 1, 26—27); Gott erfüllte sie auch mit Einsicht und «lehrte» sie Gut und Bös (= Gen. 2, 17; 3, 5.22), d. h. Gott selber unterwies sie in den objektiv sittlichen Grundbegriffen. Im Gegensatz dazu haben die Stammeltern aus eigener Machtherrlichkeit Gut und Bös «erkennen» wollen; selber wollten sie bestimmen, was gut und böse ist und danach handeln. Sie haben sich eine Vollmacht anmaßen wollen, die Gott allein zukommt: Gut ist, was Gott für gut erklärt; böse ist, was Gott für böse erklärt [47].

[46] J. Schildenberger, Vom Geheimnis des Gotteswortes, Heidelberg 1950, 124 f.

[47] R. De Vaux bemerkt zur Stelle: « Ils (les premiers parents) ont voulu se soustraire à leur état de créature, avoir l'autonomie morale à l'égal de Dieu. En se prenant eux-mêmes pour mesure, ils ont commis une faute de démesure ... ; c'est un attentat à la souveraineté de Dieu » (R. Bibl. 56 [1949], 304).

Der Prophet Isaias verurteilte aufs schärfste die Verwirrung der sittlichen Begriffe seiner Zeit:

«Wehe denen, die das Böse gut nennen und das Gute bös,
Die Finsternis zum Licht machen und Licht zur Finsternis,
Die Saures süß machen und Süßes sauer!» (5, 20).

Mit diesen Worten wird die Sünde der Menschen gebrandmarkt als das, was sie wesentlich ist: Verkehrung der Begriffe von «gut und bös»; Weigerung, den fundamentalen Unterschied zwischen «gut und bös» zu erkennen und anzuerkennen; die Sünde ist die «Umwertung aller Werte», wie das heute in so erschreckender Weise auf allen kulturellen Gebieten zutage tritt.

Diese Auffassung trifft auch das Wesen der Ursünde. Zum erstenmal hat sich der Mensch das göttliche Vorrecht angemaßt, selbstherrlich über «gut und bös» zu befinden, sich nicht mehr um die von Gott selber gegebene «Belehrung» über gut und bös (vgl. Sir. 17, 7) zu kümmern.

Der heilige Augustinus hat diese Deutung der Ursünde in der Tradition verankert: «Hochmut ist nichts anderes als das Streben nach verkehrter Hoheit. Denn verkehrte Hoheit ist es, den Urgrund zu verlassen, mit dem der Geist in Zusammenhang bleiben soll, und gewissermaßen sich selbst zum Urgrund zu werden und zu dienen [48].» Der heilige Thomas lehrt das gleiche: «Primus homo peccavit principaliter appetendo similitudinem Dei quantum ad ‚scientiam boni et mali' sicut serpens ei suggessit: ut scilicet per virtutem propriae naturae determinaret sibi, quid esset bonum et quid malum ad agendum [49].»

Die Ursünde ist zutiefst eine Sünde des Unglaubens, indem «der Verstand und das Verlangen, ihn zu betätigen, die praktische Vernunft ... den Menschen zum Souverän, zum Gott über seinen persönlichen Lebenskreis erhebt [50]»; vgl. Ez. 16, 41; Luk. 15, 18. 21.

Aus dem Unglauben stammt der Hochmut, der nach dem eigenen «Herr-sein», nach der eigenen «Herr-lichkeit» strebt:

«Anfang des Übermuts ist der Trotz eines Menschen,
Sobald sein Herz sich abwendet von seinem Schöpfer.
Denn ein See der Maßlosigkeit ist die Sünde,
Und die Quelle läßt aus ihr Schandtat hervorsprudeln.
Daher schickt Gott Plagen und Wunder
Und schlägt sie bis zur Vernichtung.
Den Thron der Stolzen stürzt Gott um
Und setzt die Bedrückten an ihre Stelle.
Die Spuren der Nationen verwischt Gott,
Und ihren Wurzelsproß schlägt er ab bis auf den Boden.
Er fegt sie hinweg aus dem Lande und rottet sie aus,
Und ihr Andenken verschwindet von der Erde.
Nicht geziemt dem Menschen Überheblichkeit,
Noch frecher Zorn dem vom Weibe Geborenen.»
(Sir. 10, 12—18: Übersetzung der Echter Bibel.)

Die Selbstherrlichkeit führt schnurstracks zum Ungehorsam. Zu Eva hat die Schlange gesprochen: «Ihr werdet sein wie Gott» (Gen. 3, 5). Das war der eigentliche «Schlangenstich». Eva, das Weib, sah: «... Der Baum weckte Verlangen nach Erkenntnis; da nahm sie von seiner Frucht und aß, und sie gab auch ihrem Manne, der bei ihr war, und er aß» (Gen. 3, 6; vgl. 1. Joh. 3, 4; 5, 17).

Zusammenfassend kann man agen: «Die Schlange sät in ihr Herz das Verlangen, es Gott gleich zu tun ... Ihr Wille zielte entweder darauf, ihr Leben ohne Gott zu gestalten oder die letzte Gottverbundenheit und die darin gründende höchste Vollendung durch eigenmächtiges Handeln zu erzwingen ... Auf jeden Fall: Durch einleuchtende Gründe weiß die Schlange die Haltung des Gehorsams und der Unterwürfigkeit unter Gott als Dummheit zu stempeln. So treibt sie die Menschen dazu, Gottes Wort beiseitezuschieben. Dadurch werden sie die Herren, die nach niemanden fragen, die sich nichts sagen lassen, die ihr Leben selbst bauen, die ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen. Sie machen sich zum Gott über ihren eigenen Lebenskreis. Die in der ersten Sünde sich auswirkenden Haltungen sind sonach: Unglaube, Selbstherrlichkeit (Stolz), Ungehorsam [51].»

Dr. P. Robert Koch, CSSR.,
Echternach/Lux., Mariawil/Baden (Aargau)

(Schluß folgt)

[48] De civitate Dei 14, 13, in: PL. 41, 420; vgl. Gottesstaat, II. Bd., Kempten/München 1914, 330. Vgl. De Gen. ad litt. 2, 5, in: PL. 34, 432.

[49] II. II. q. 163. a. 2.

[50] G. Quell, in: ThWNT. 1, 283 f.

[51] M. Schmaus, Katholische Dogmatik, 3. u. 4. Aufl., II (München 1949), 393.

Aus der Praxis, für die Praxis

Wünsche eines Bergpfarrers an die hochwürdigen Herren Präsides der Vereine

Die Zeit des Wanderns bringt wieder vermehrt die Mitglieder unserer katholischen Vereine in die Bergwelt. Nicht alle Vereinsmitglieder benehmen sich aber auch so, daß sie ihrem Verein, der Kongregation usw. wirklich Ehre einlegen. Darum möchte ich die HH. Präsides höflich bitten, folgende Gedanken gelegentlich ihren Leuten recht warm ans Herz zu legen:

Auch in den Bergen droben ein gutes Beispiel geben

Wenn z. B. Mitglieder der Marianischen Kongregation am Morgen in die Messe kommen und kommunizieren, so begreifen das die Bergler nur schlecht, wenn sie dann die gleichen Fräuleins am Nachmittag in einem Kostüm durchs Dorf gehen sehen, das jeden Anstand verletzt. Oder wenn Mitglieder eines katholischen Vereins Ferien machen im Bergdorf und sich vorher noch weiß was einbilden auf ihre Zugehörigkeit zu diesem oder jenem katholischen Standesverein, macht es sich dann wiederum schlecht, wenn sie an einem freiwiligen Feiertag (Pfingstmontag usw.) nicht in der Messe zu sehen sind. Gewiß besteht ja keine Pflicht, an solchen Tagen die hl. Messe zu besuchen. Aber wenn dann der katholische Verein nicht einmal mehr so viel verlangen kann, daß an solchen Tagen, die im Bergdorf eben gefeiert werden und Gott sei Dank noch mit regem Gottesdienstbesuch, auch ihre Mitglieder die Kirche besuchen, dann muß es irgendwo nicht stimmen. Dann wird sehr viel Hurrakatholizismus hinter all dem «regen» Vereinsleben stehen, mehr Äußerlichkeiten — aber die Seele und die Seelsorge wird in einem solchen Verein vernachlässigt. Oder wenn Vereine mit ihren Vereinsabzeichen in ein Bergdorf einziehen, womöglich noch deutlich erkennbare Zeichen des katholischen Vereins vorantragend (ich denke da an Jungwacht — oder Blauringfähnlein usw.), und der Weg führt sie direkt und unmittelbar an der Kirche vorbei ... und diese Leute gehen ohne Besuch der Kirche vorüber, dann macht sich auch das wiederum sehr schlecht. Ein kurzer Besuch, ein ganz kurzes Gebet, vielleicht sogar ein Lied, würde aufs ganze Bergdorf einen sehr guten Eindruck machen. Oder umgekehrt: Die Leute gehen zwar in die Kirche, recht fromm und mehr oder weniger gesammelt — und benehmen sich nachher im Wirtshaus oder vor dem Wirtshaus so, daß ausgelassene Schlingel es nicht ärger treiben könnten, dann frägt man sich, ob da nicht irgend etwas nicht stimmt. Vom Rauchen Minderjähriger in der Jungwachtkluft will ich schweigen, da dies offenbar Verstöße sind, die auch der Präses rügen würde, wenn sie ihm bekannt wären. Auch vom Lärmen im Bergdorf, wenn eine Kolonie für längere Zeit am Ort ist, wäre allerlei zu sagen. Während des Tages ist das noch zu begreifen. Aber daß ausgerechnet Sodalen oder gar Sodalinnen die Nachtruhe

stören durch lautes Lärmen und Schreien, das verstehen unsere Bergler nicht.

Den Kontakt mit den Seelsorger nicht vergessen

Manche sind hierin vorbildlich. Kaum ins Bergdorf gekommen, stellen sie sich dem Geistlichen vor, woher sie kommen und wo sie bleiben und für wie lange Zeit; viele bringen auch einen Gruß ihres Präses mit, was immer wohltuend wirkt und auch auf die Mitglieder dieser Vereine einen überaus guten Eindruck macht, wenn sie sehen, wie wir Geistliche zusammengehören. Nicht zuletzt wegen des Sonntagsgottesdienstes ist diese Meldung erwünscht, da vielfach nur eine Messe ist und der Platz in vielen Kirchen beschränkt ist. Andere aber tun so, als ob der Geistliche für sie nicht vorhanden sei. Das wirkt immer befremdend, auch auf unsere Bergler, die im allgemeinen einen engeren Kontakt mit ihrem Seelsorger haben und das nun auch von den andern Glaubensschwestern und Glaubensbrüdern erwarten, besonders wenn diese sich anderswo dann als Mitglieder dieses oder jenes Vereines zu erkennen geben. Ein gewisses Inkognito solcher Vereinsmitglieder dem Ortsgeistlichen gegenüber hat hie und da alles andere als edle Beweggründe und hat mit «Schonung der kostbaren Arbeitszeit» des Pfarrers nichts mehr zu tun.

Und noch eine Bitte an die Präsides direkt: Kommen Sie so ins Bergdorf, daß man Sie noch irgendwie als Geistlichen erkennt. Ich habe schon so manche «reine» Zivilisten angetroffen, daß mir diese Bitte niemand übel nehmen kann — abgesehen von den kanonischen Vorschriften diesbezüglich. a. s. r.

Sankt Bernhard (1153—1953)

Kunstprosa des Doctor mellifluus — «Ex eius lingua melle dulcior fluebat oratio»

Schiller läßt in der Tragödie «Die Jungfrau von Orleans» (2. Aufzug) die fränkische Königin Isabeau zum Engländer Lionel sagen: «Wohl taugt ihr, mit dem Schwerte dreinzuschlagen, der Franke nur weiß Zierliches zu sagen». Die fränkische Kunst der zierlichen Rede scheint ein Erbstück der alten Gallier zu sein. Schon der Zensor M. Porcius Cato schreibt den Galliern ubertas nitorque, Fülle und Glanz der Rede zu (orig. L. II). Sie versteht es, geistsprühend zu reden, argute loqui. Was Cato fand, hat Hieronymus bestätigt, und die Zeit hat es von Jahrhundert zu Jahrhundert geübt. Sankt Bernhard war Franke vom altem Schrot und Korn. Gallisches Ingenium lag in seinem Geblüt. Daher fand die Ars latina der Chorherren von Chatillon bei ihm den besten Boden. Seine reifsten Früchte durfte der hochbegabte und feingeschulte Abt von Clairvaux seinem kongenialen Schüler, Papst Eugen III., als eine tiefsinnige Gabe zu Füßen legen. Es sind die 5 Bücher De Consideratione. Sie bieten die ganze ubertas nitorque gallici sermonis auf, um den Adressaten für die Bewahrung der mönchischen Innerlichkeit zu entflammen. Seine Kunstprosa leistet ihm dabei den besten Dienst. Um den Kindern seiner Zeit mundgerecht zu sein, spricht Bernhard nicht in langen Perioden wie Cicero auf dem Forum Romanum, sondern kurz und knapp, aber klangvoll in packenden Antithesen. Schade, daß die Bücher De Consideratione den wenigsten zur Hand sind. So müssen wir uns für die Beispiele der Gallica facundia auf die Bruchstücke beschränken, die dem Geistlichen das Brevier vor Augen führt. Sie begegnen uns, wenn sich die Liturgie im Festkreis Mariens bewegt, um ihre Freuden oder Leiden zu feiern. Bei rascher Lesung dieser bernhardischen Literatur fallen die Beispiele der zierlichen Redeweise des Doctor mellifluus gewöhnlich nicht auf. Ihre Wurzeln reichen bis tief zur griechischen Kunstprosa hinab. Sie verdankt unter den Dialogen Platons besonders dem Gorgias und Phaidros ihren Weltruhm. Griechische Kirchenväter wie Gregor von Nazianz und Chrysostomos haben sie in ihren Panegyriken, freilich mit Maß angewendet. Von ihnen ging sie auf die Lateiner, auf Ambrosius, Augustinus und andere über und galt im afrikanischen und gallischen Latein auch später noch als «modern» und volkstümlich. Ihr Einfluß beherrschte die Zeit des hl. Doktor mellifluus und zeichnet sich durch den parallelen Bau kleiner, mit Klangfiguren verbundener Satzglieder aus. Von den Wortwitzeleien der verwandten Weltberedsamkeit hat sich Bernhard mehr als andere ferngehalten. Etliche Wortspiele tauchen in den Büchern De Consideratione auf, wie «Sume exemplum de summo omnium Patre — ubi tutus, ubi tuus? — puta tempus putationis adesse — orbe pro urbe commutato — cadit asina et est, qui sublevet eam, perit anima et nemo est, qui reputet». Solchen Fällen läßt sich beizählen, was Bernhard in einer Predigt über das Hohelied in festlicher Stimmung wagt, «Jesus mel in ore, in aure melos». Hier drängt die Kreuzstellung das Wortspiel dem Ohre noch besonders auf. In der gleichen Rede sind kurze Sätze häufiger als sonst. Sie rauschen wie Wellen im Strom vorbei. Wenn die Braut im Hohenliede dem Geliebten singt: «Oleum effusum nomen tuum», reiht Bernhard seine Begründung daran. «Oleum enim lucet, pascit et ungit. Fovet ignem, nutrit carnem, lenit dolorem: lux, cibus, medicina. Lucet praedicatum, pascit recogitatum, invocatum lenit et ungit.» Gleiche Silbenzahl, Gleichklang und Chiasmus heben die Stelle stark hervor. Versartig erscheint die Frage: «An non toties confortaris, quoties recordaris?» Die lebhafte Antwort ist wieder in Frageform gekleidet: «Quid aeque mentem cogitantis impinguat? Quid ita exercitatos reparat sensus, virtutes roborat, vegetat mores bonos atque honestos, castas fovet affectiones?» Die Kreuzstellung kehrt dreimal wieder. Ein Zeichen, wie beliebt sie ist. Sinnvoll ist die Reihe der Antithesen am Schmerzenfreitag: «Joannes tibi pro Jesu traditur, servus pro Domino, discipulus pro Magistro, filius Zebedaei pro Filio Dei, homo purus pro Deo vero.» Gleicher Satzbeginn und gleiches Wortende verbindet sich in der bekannten Dreizahl in einem Beispiel der gleichen Rede: «Numquid non eum praescierat moriturum? Et indubitanter. Numquid non sperabat continuo resurrecturum? Et fideliter. Super haec doluit crucifixum? Et vehementer.» (2. N. L. 6). Wo sich mehrere Satzglieder zusammenreihen, fügen sich gerne zwei und zwei enger zusammen. So lesen wir in der L. 7. des Rosenkranzfestes: Gott wollte aus einer Frau, und zwar einer Jungfrau geboren werden «ut similem simili redderet, contrarium contrario curaret (1. Paar), pestiferam spinam evelleret, peccati chirographum potentissime deleret.» (2. Paar). Die drei ersten Glieder zählen fast die gleiche Silbenzahl, während das letzte nach rhetorischem Brauch etwas länger ist. Eine hübsche Antithese spinnt den Gedanken weiter: «Eva spina fuit, Maria rosa exstitit (Silbenzahl 6:7). Eva spina vulnerando, Maria rosa omnium affectus mulcendo. Eva spina infigens omnibus mortem, Maria rosa red-

dens salutiferam omnibus sortem.» Dieser dreifachen Antithese kommt eine scheinbar 5fache nach. In Wirklichkeit sind es drei Gruppen: Maria rosa fuit, candida per virginitatem, rubicunda per caritatem (1. Gruppe), candida carne, rubicunda mente (2. Gruppe), candida virtutem sectando, rubicunda vitia calcando, candida affectum purificando, rubicunda carnem mortificando, candida Deum diligendo, rubicunda proximo compatiendo» (3. Gruppe in Doppelgliedern). Motiv der Gruppierung ist Wechsel. Variatio delectat. Sie ist um so nötiger, je größer die Zahl der Glieder ist. Im Sermo de Aquaeductu (L. 8. 3. N am Rosenkranzf.) zeigt Bernhard, wie das fleischgewordene Wort in Gedächtnis und Gedanke des Menschen wohnt: Iacens in praesepio, in virginali gremio cubans (1. Gruppe mit Kreuzstellung), in monte praedicans, in oratione pernoctans (2. Gruppe mit gleichem Reim), in cruce pendens, in morte pallens (3. Gruppe). In den letzten Gliederpaaren wechselt der Reim: imperans, resurgens, demonstrans, conscendens. Solche Beispiele ließen sich aus den Büchern De Consideratione vervielfachen. Doch die im Brevier gebotenen Sätze genügen, um die Stilkunst Bernhards in den Grundzügen zu beurteilen. Mit vollem Recht ist die gepflegte Form im Schrifttum Bernhards hervorgehoben worden. (St. Bernhard als Prediger (Abt L. Hunkeler in der Anima S. 23). Die gepflegte Form dient dem Heiligen nicht «ut sciatur ipse» — das wäre turpis vanitas — die sprachliche Schönheit ist bewußt erstrebt und erreicht, «ut legentium mentem alliciat, delectet, ad superna revocet, ut pietatem excitet, alat, conformet» (Pius XII. in seiner Enzyklika vom Juni).

Kan. Dr. C. Kündig, Schwyz

Eine Stiftung für das frühchristliche Ephesus

(Mitg.) Auf Anregung einiger Freunde der frühchristlichen Türkei ist, mit Sitz in Basel, die Stiftung «Für Ephesus» ins Leben gerufen worden. Sie setzt sich zum Ziel, für die Erforschung, Erhaltung und Restaurierung der frühchristlichen Baudenkmäler von Ephesus und der übrigen Türkei die notwendigen Geldmittel aufzubringen. Jedem Besucher dieses Landes, das einst der Frühling des Christentums war und das die Glaubensboten nach dem Westen schickte, drängt sich der Gedanke auf: Das, was aus jenen Zeiten eines blühenden Christentums an kirchlichen Bauten noch übrig ist, sollte nicht gänzlich einem weiteren Zerfall überlassen bleiben. Viele dieser Bauten, die unter Schutt begraben liegen, sollten wissenschaftlich erforscht werden, so wie es das Österreichische Archäologische Institut von Wien vorbildlich getan hat in Ephesus, wo die noch vor 30 Jahren in tiefstem Schutt liegende Johannes-Basilika mit dem Apostelgrab nunmehr freigelegt ist und in ihren wundervollen Resten die Herrlichkeit des byzantinischen, justinianischen Prachtbaus ahnen läßt. Auch die Konzilskirche, die als älteste Marienkirche der Welt angesprochen werden darf, und das Coemeterium der Siebenschläfer mit dem Magdalenengrab sind wohl freigelegt und untersucht, aber es fehlt die Obsorge für den dauernden Unterhalt. In einer glücklicheren Lage befindet sich das Maria-Himmelfahrts-Kirchlein Panaya Kapulu. Nicht zuletzt auch durch namhafte Spenden aus der Schweiz ist das «Wohn- und Sterbehaus der Muttergottes» vor zwei Jahren restauriert worden und zu einem großen Wallfahrtsheiligtum für Christen und Mohammedaner geworden. Ein Hospiz für Pilger und für einen Wallfahrtsgeistlichen ist im Bau begriffen. Ein Wandel ist dort eingetreten, der ans Wunderbare grenzt. Ephesus, die Stadt des Paulus, des Johannes und der Mutter Maria ist heute das Ziel aller Touristen, die Smyrna besuchen. Der christliche Gedanke ist via Ephesus in ein islamisches Land eingedrungen. Was wir für Ephesus tun, ist wertvolle Hilfe für die Duldung und Wiederbelebung christlichen Lebens in einem islamischen Lande.

Das mögen jene bedenken, die in nächster Zeit die schön ausgestattete Schrift von Dr. K. Gschwind, «Wiedererwachendes Ephesus», zugestellt bekommen oder sie bereits erhalten haben. Auch abgesehen davon, daß der einzubezahlende Betrag ausschließlich den Zwecken der «Stiftung für Ephesus» zufließt, wird der Prediger und Katechet wertvollen Einblick in diese biblischen und frühchristlichen Örtlichkeiten erhalten, wie sie sich in keinem Kommentar derart anschaulich vorfinden. Man möge also das Büchlein behalten und verwerten, andernfalls es aber mit 10 Rappen frankiert zurücksenden.

Die «Stiftung für Ephesus» entbehrt nicht auch einer andern beachtenswerten Seite. Sie wirkt sich aus als ein Stück ökumenischer Zusammenarbeit. S. E. Kardinal Tisserant und S. H. der griechisch-orthodoxe Patriarch Athenagoras haben dem Schreibenden mündlich und schriftlich ihr Einverständnis mit dem Werk ausgedrückt, und außerdem haben eine ganze Anzahl von Professoren der Universität Basel, auch der protestantischen Fakultät, sowie andere Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens ihre Sympathie zu dieser Stiftung durch ihre Unterschrift auf unserem Aufruf, welcher der Postsendung beiliegt, bekundet.

Das Fest Mariä Himmelfahrt ist in Ephesus mit großem Gepränge gefeiert worden. Die türkische Regierung hat auf dieses Marienfest hin zwei Sondermarken mit einem Sonderstempel herausgegeben. Wer hätte so etwas noch vor wenigen Jahren zu denken die Kühnheit gehabt?

Nicht wenige unter den Geistlichen stehen den Dingen von Panaya Kapulu skeptisch, ja sogar ablehnend gegenüber. Ihnen diene zur Mitteilung, daß auch Rom nunmehr Stellung genommen hat *. Die Congregatio orientalis hat durch Dekret Nr. 408/50 vom 1. August 1953 im Namen des Heiligen Vaters den Gläubigen, die das Marienheiligtum von Panaya Kapulu besuchen, zu den üblichen Bedingungen einen vollkommenen Ablaß gewährt, und zwar für alle Sonn- und Festtage und während des Monats Mai. Das Dekret ist unterzeichnet von Kardinal Eugène Tisserant.

Die kirchlichen Bauwerke von Ephesus werden auch in der Zukunft Gegenstand abendländischer Hilfe bleiben müssen. Aber neben Ephesus wartet noch manch ein verschüttetes christliches Bauwerk auf die Ausgrabung und auf die archäologische und kunstgeschichtliche Erforschung, so das Nikolausgrab in Myra, die Ruinenstätte Meryemlik der hl. Thekla beim isaurischen Seleukia. Wer sollte mehr Verständnis haben und eine offene Hand für solche Dinge als just die Geistlichkeit, an die sich die Stiftung vorderhand wendet mit der Bitte, die zugesandte Schrift zu behalten. Allen jenen, die bereits durch Einzahlung des Buchpreises von Fr. 2.20 oder obendrein durch Gönnerbeiträge ihre Sympathie und ihren Mithelferwillen bekundet haben, sei herzlich Dank gesagt.

Dr. K. Gschwind.

* Aus der Ablaßgewährung darf wohl nicht ohne weiteres auf die Anerkennung von Mariens Sterbeort geschlossen werden. (Red.)

Kirchenchronik

Bistum Oslo

Zur schon gemeldeten Errichtung eines Bistums Oslo in Norwegen (anläßlich des 8. Zentenars der Errichtung der Hierarchie dortselbst) ist noch nachzutragen, daß Papst Pius XII. ein Handschreiben an Kardinal Bernhard Griffin, Erzbischof von Westminster, richtete, welcher an den Zentenarfeierlichkeiten in Norwegen teilnahm. Darin nahm der Heilige Vater Bezug auf die Errichtung der katholischen Hierarchie in Norwegen durch die seinerzeitige Bestellung des Bistums Nidaros (Trondheim) sowie auf die Teilnahme des englischen Kardinals an den Zentenarfeierlichkeiten.

Diese Teilnahme knüpfte an die historische Tatsache an, daß seinerzeit der englische Kardinal Nikolaus Breakspear (der spätere Papst Hadrian IV.) im Jahre 1153 als päpstlicher Legat die Nationalversammlung präsidierte. Seine Mission markierte eine historische Epoche im Leben von Katholisch-Norwegen, das entscheidende Impulse davon empfing, welche sich in der Folge religiös und politisch, sozial und kulturell günstig auswirkten. Dem ersten Bistum folgten Suffraganbistümer in Island, Grönland und auf anderen Inseln.

Die Erinnerung an die große kirchliche geschichtliche Vergangenheit mag die heutigen Katholiken Norwegens mit Stolz und Genugtuung erfüllen. Sie sind ja die Erben der unwandelbaren Tradition des Glaubens ihrer Vorväter. Sie mögen diese größte Gnade Gottes hochschätzen und ihren Mitbürgern immer ein Leben der Treue zu diesem Glauben vorleben.

Zum Klara-Jubiläum

hat Pius XII. an den Protektor des Franziskanerordens ein kurzes Handschreiben gerichtet. Darin bestellte der Heilige Vater den Kardinalprotektor als seinen besonderen Abgesandten zu den Jubiläumsfeierlichkeiten in Assisi. Er sollte in Assisi am Grabe von St. Klara, dieser großen Vorkämpferin der evangelischen Armut, der liebeerfüllten Dankbarkeit des Papstes und der ganzen Kirche Ausdruck geben für das immerdar lebendige und wirksame Zeugnis, das die große Jüngerin des hl. Franz im Verlaufe der Jahrhunderte abgelegt hat für das christliche Ideal. Das leuchtende Beispiel dieser edlen Armen möge in der christlichen Welt, welche so aufgewühlt ist durch das Streben nach Gütern und Genuß, alle zur Weisheit des Evangeliums aufrufen, in welchem allein für alle, Individuen wie Gesellschaft, der wahre und dauerhafte Friede verbürgt ist.

Am Sonntag, dem 4. August 1953, richtete der Papst eine Radiobotschaft an die Stadt Neapel anläßlich der feierlichen Wiedereröffnung der dortigen neuerstandenen Basilika der hl. Klara. Post fata resurgam, so könnte man über dieses Ereignis schreiben. Seit mehr als 600 Jahren ist die Basilika der hl. Klara und das Kloster mit der Geschichte der Stadt und des einstigen Königreiches Neapel verbunden. Am August 1943 wurde die Basilika durch einen Fliegerangriff schwer zerstört. Damit war das religiöse und zivile Herz Neapels getroffen. König Robert von Anjou, der die Gründung der Basilika gewollt hat, hatte alldort auch seine Ruhestatt gefunden. Dort wurden die Könige und Königinnen von Neapel proklamiert und gekrönt und empfingen von den staatlichen Behörden den Treueschwur. Dort wurde auf Anordnung des hl. Papstes Pius' V. die Siegestrophäe der Seeschlacht von Lepanto an Juan d'Austria übergeben. Dorthin wallt jedes Jahr das gläubige Volk in Prozession mit den Silberstatuen der Heiligen anläßlich der Wiederkehr des Blutwunders des hl. Januarius.

An erster Stelle nahmen sich die Franziskaner um die Wiederherstellung der zerstörten Basilika an. Sie fanden wirksame Unterstützung durch die Behörden von Stadt und Land. Die Restauration erfolgte nach dem ursprünglichen Plane. Der Heilige Vater lobt nicht nur das Werk, sondern auch das Volk, das seine Kirchen nicht in Ruinen ließ, trotz eigener großer materieller Not. Mit der gleichen Energie, mit welcher die eigenen Wohnstätten wieder erbaut wurden, ging das Volk an den Wiederaufbau des Hauses Gottes. Dem muß sich aber die lebendige Kirche hinzugesellen, welche darüber wacht, die geistigen Ruinen zu reparieren, welche die Schwäche der menschlichen Natur und die Feinde Gottes angerichtet haben. Die Restauration der Kirchen muß Mahnung und Antrieb sein zu einem vollen religiösen Leben. Wieviel schwerer wäre es doch, die Seelen wieder zu erbauen, wenn sie einmal dem atheistischen Materialismus hörig geworden wären! Die Restauration alter Kirchen würde wenig nützen, wenn ein Volk Jesus Christus abgeschworen hätte. Eine solche Kirche wäre nur ein Grabmonument anstatt eine Quelle des ewigen Lebens und der Wohlfahrt hienieden.

Persönliche Nachrichten

Apostolische Administratur des Kantons Tessin

Am 31. Juli 1953 veröffentlichte der «Osservatore Romano» die Ernennung von Mgr. Raphael Forni zum apostolischen Internuntius in Iran unter gleichzeitiger Erhebung zum Titular-Erzbischof von Egina. Die apostolische Administratur des Kantons Tessin und mit ihr die ganze katholische Schweiz sind mit dieser Erhebung erfreut und geehrt. Der zuletzt innegehabte diplomatische Posten als Consigliere an der apostolischen Delegatur in Kanada führt Mgr. Forni nun im Zuge der durch die Kardinalsernennungen notwendig gewordenen Neuernennungen als Internuntius nach Teheran. Schon früher war ein einstiger Berner Nuntiaturrat, Mgr. Egidio Lari, apostolischer Delegat in Persien. Die dortigen schwierigen Verhältnisse der Gegenwart und die möglichen Entwicklungen der Zukunft in dem vom Kommunismus bedrohten Lande stellen den neuen Internuntius vor heikle Aufgaben in der Erfüllung seiner kirchendiplomatischen Aufgaben. Es ist erfreulich, daß ein Schweizer (Mgr. Forni stammt aus dem Kanton Tessin) zu dieser verantwortungsvollen Stelle in der kirchlichen Diplomatie aufsteigt. Das päpstliche Diplomatenkorps wird bekanntlich meist aus den Absolventen der kirchlichen Diplomatenschule ergänzt (Pontificia Academia Ecclesiastica, früher Academia Nobilium Ecclesiasticorum) wie auch das Personal der kurialen Zentralverwaltung, namentlich des päpstlichen Staatssekretariates. Wie das Kardinalskollegium in den letzten Kreationen in vermehrter Weise durch Prälaten außerhalb Italiens ergänzt wurde, ist es möglich, daß auch die kirchliche Diplomatie und Zentralverwaltung diese Linie einschlägt im Sinne einer vermehrten Internationalisierung.

Bistum Basel

H. H. Adolf Studer, bisher Vikar in Brugg (AG), wurde zum Pfarrer von Wohlenschwil gewählt. H. H. Dr. A. Meile wurde als Vikar nach Liestal bestimmt, H. H. Neupriester Hans Bucher als Vikar nach Thun, H. H. Neupriester Hans Aregger als Vikar nach Reinach (BL), H. H. Neupriester Leo Amstutz als Vikar nach Pfaffnau (LU), H. H. Neupriester Anton Grießer als Vikar nach Birsfelden (BL), H. H. Neupriester Joseph Jenny als Vikar nach Aarau, H. H. Neupriester Michel Jolidon als Vikar nach Courrendlin (BE), H. H. Neupriester Angelo Rovere als Vikar nach Spiez (BE), H. H. Neupriester Josef Marti als Vikar nach Baden.

Bistum Lausanne-Genf-Freiburg:

H. H. Joseph Plancherel, bisher Spiritual in Grangeneuve, wurde zum Pfarrer von Vuippens ernannt.

Priesterexerzitien

Im Kurhaus «Kreuz» zu Mariastein von abends 7.00 Uhr, den 5. Oktober, bis nachmittags 4.00 Uhr, den 8. Oktober, unter Leitung von H.H. P. Paul Sinz, OCist., aus Mehrerau. Logis und Verpflegung im Kurhaus selbst. Zelebration und Hochamt in der Wallfahrtskirche. Anmeldung möglichst bald erbeten wegen beschränkter Zahl der Zimmer an die Wallfahrtsleitung zu Mariastein, nicht Kurhaus.

Im Exerzitienhaus Oberwaid, St. Gallen-Ost (Tel. [071] 2 23 61). Vom 19.— 23. Oktober und 23.—27. November. Exerzitienleiter für beide Kurse: Sr. Gnaden Erzabt Benedikt Baur, OSB., Beuron. Anmeldungen frühzeitig erbeten.

Im Kurhaus Dussnang vom 26. bis 30. Oktober 1953 gehalten von H.H. P. Rektor A. Bausch C. SS. R. Anmeldung: Tel. (073) 6 78 13.

Turmuhrenfabrik J. G. Baer
Sumiswald
Gegründet 1826 · Telephon (034) 4 15 38
Das Vertrauenshaus für beste Qualität und gediegene Gestaltung

Verschwiegene, treue Tochter, gesetzten Alters, die in allen Hausarbeiten wie im Garten sich gut auskennt, **sucht Stelle** als

Haushälterin

in Pfarrhaus auf Mitte September.
Offerten erbeten unter 2762 an die Expedition der KZ.

Selbständige Tochter **sucht Stelle** als

Haushälterin

zu geistlichem Herrn.
Offerten unter Chiffre 2761 an die Expedition der KZ.

Jüngerer, sprachenkundiger, körperlich geschwächter

Schweizer Priester

sucht leichten Wirkungskreis. Angenehm wäre Hausgeistlichenstelle in Kurhaus, Heim, Anstalt oder Kloster. Offerten bitte unter Chiffre 2759 an die Expedition der KZ.

Inserat-Annahme

durch RÄBER & CIE.,
Frankenstraße, LUZERN.

Tüchtige, gesetzte, selbständige, zuverlässige und erfahrene Vertrauensperson **sucht Stelle** als

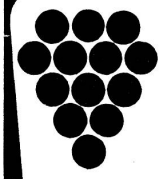
Haushälterin

in geistliches Haus. Gute Köchin, Nähkenntnisse und Maschinenschreiben. Beste Zeugnisse. — Offerten erbeten unter Chiffre 2760 an die Expedition der KZ.

Meßweine
sowie **Tisch- u. Flaschenweine**
bez ehen Sie vorteilhaft bei
Fuchs & Co., Zug
Telephon (042) 4 00 41
Vereidigte Meßweinlieferanten

Ihre Ferienaufnahmen
entwickelt, kopiert und vergrößert **mit Sorgfalt**
Photo **JOS. Erni**
Luzern, Baselstraße **64**
Prompter Postversand.

Kirchengoldschmied
Max Stücheli, Wil (SG)
Toggenburgstraße 47 Tel. (073) 6 25 13
Anfertigung von sämtlichen
Kirchengeräten
in solider und formschöner Ausführung
Echte Feuervergoldung, versilbern etc.



MESSWEIN
Nur gepflegte naturreine Weine eignen sich für das hl. Messopfer.

Auserwählte und preiswerte
QUALITÄTSWEINE
durch den vereidigten Messwein-Versand des schweiz. Priestervereins
"PROVIDENTIA"
Arnold Dettling
Brunnen

Neuauflage!
ANTON RETZBACH
Das Recht der katholischen Kirche
Nach dem Codex iuris canonici für die Praxis bearbeitet. 4., verbesserte u. vermehrte Auflage von Dr. Franz Vetter. Für Studierende der Theologie und Jurisprudenz, vor allem aber auch für Seelsorger und Juristen ein praktisches Handbuch!
540 Seiten, Leinen Fr. 20.70
Buchhandlung Räber & Cie. Luzern

Bücher von **Eugen Walter**

Sakrament und christliches Leben. 2., neubearbeitete Auflage. 104 Seiten. Pappband Fr. 4.55.

Zu den Herrlichkeiten der Taufe. Wegweisung zur Vertiefung des Taufbewußtseins und zur Erneuerung der Taufgnade. 13 Textbilder. 76 Seiten. Pappband Fr. 3.—.

Die Herrlichkeit des christlichen Sterbens. Die heilige Oelung als Sakrament der Vollendung. 5. Auflage. 81 Seiten. Pappband Fr. 3.—.

Maria, Mutter der Glaubenden. 125 Seiten. Pappband Fr. 5.05.

Buchhandlung Räber & Cie., Luzern

Meßwein
sowie in- und ausländische
Tisch- und Flaschenweine
empfehlen
Gebrüder Nauer, Bremgarten
Weinhandlung
Tel. 057 / 7 12 40
● Beeidigte Meßweinlieferanten

PETER DÖRFLER
Niklaus von Flüe
Ein Bildnis
Nach dem Urteil von Prof. Walter Nigg hat uns Peter Dörfler mit dieser Lebensbeschreibung die ansprechendste Bruder-Klausen-Biographie seit Federer geschenkt.
BUCHHANDLUNG RÄBER & CIE., LUZERN

L. RUCKLI + CO. LUZERN

KUNSTGEWERBLICHE GOLD- + SILBERARBEITEN
Telephon 2 42 44 KIRCHENKUNST Bahnhofstraße 22a

Für die Real-, Sekundar- und Abschlußklassen

die seit Jahren beliebte und kirchlich empfohlene
KLEINE KIRCHENGESCHICHTE
v. Pfarrer Ernst Benz sel., Präsident der Schweiz. Katholischen Bibelbewegung.
Ansichtsendungen stehen gerne zur Verfügung.
Preis: Einzelpreis **Fr. 1.10, ab 10 Stück Fr. 1.—.**
Bestellungen direkt an Selbstverlag
Josef Benz, Lehrer, Marbach (St. Gallen),
Telefon (071) 7 73 95.

Elektrische
Glocken-Läutmaschinen
✠ Patent
Bekannt größte Erfahrung
Unübertreffliche Betriebssicherheit

Joh. Muff Ingenieur **Triengen**
Telephon (045) 5 45 20

Ausgeführte Anlagen: Kathedralen Chur, St. Gallen, Einsiedeln, Mariastein, Lausanne, St-Pierre Genf, Hofkirche Luzern, Basler Münster, Berner Münster (schwerste Glocke der Schweiz, 13 000 kg), Dom Mailand usw.

Clichés rasch und zuverlässig!
SCHWITTER A.-G.
BASEL Allschwilerstrasse 90
ZURICH Stauffacherstrasse 45

Flüeli-Ranft Kur- und Gasthaus **FLÜELI**
Ideales Ferienplätzchen. Bestbekanntes Passantenhaus. Immer wieder das Ziel der Pilger, Vereine und Schulen.
Schöne Lokale für Hochzeiten.
Fam. Karl Burch-Ehrsam Tel. (041) 85 12 84

ALTE UND NEUE BÜCHER

VON BLEIBENDEM WERT!

BIERBAUM — Deutsche Priestergebete
3., vermehrte Auflage. 255 Seiten. Hln. Fr. 3.—

KOCH — Weggeleit durchs Erdenleben Gott entgegen
Besinnliche Gedanken für jeden Tag des Jahres. 8., verbesserte Auflage. 422 Seiten. Hln. Fr. 6.45

LECLERCQ — Die Ehe des Christen
Ein Weg zur Heiligung. 243 Seiten. Ln. Fr. 11.50

PFLEGER — Im Schatten des Kirchturms
Stille Erlebnisse, Dorfmeditationen! 4. Auflage. 336 Seiten. Ln. Fr. 10.50

DE LUBAC — Méditation sur l'Eglise
Nouvelle édition revue et augmentée. 1953. 333 pages. Broché Fr. 10.80

TETZLAFF — Das heilige Opfer
Eine neue Meßerklärung auf dogmatischer Grundlage. 87 Seiten. Ln. Fr. 5.70

BUCHHANDLUNG RÄBER & CIE. LUZERN

Kirchenfenster Vorfenster Renovationen

H. R. SÜESS-NÄGELI Kunstglaserei Zürich 6/57
Langackerstraße 67 Telephon (051) 26 08 76 oder 28 44 53
Verlangen Sie bitte Offerten oder Vorschläge!

RAMIE-Gewebe
in diversen Webarten sind unübertroffen. Die große Farbkollektion in **Ramie**-Garn und unsere neuesten, speziell dazu erstellten Entwürfe stehen Ihnen angemustert zur Selbstanfertigung zur Verfügung.
Fraefel & Co. Kunststickerei **St. Gallen**